

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 79 (1953)
Heft: 50

Artikel: Warum nicht Koch bei Vanderbilt?
Autor: Ilg, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-492893>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auf der Suche nach ihrem wahren Beruf haben bekanntlich auch große Geister mitunter des sichern Instinkts, einer klaren Zielstrebigkeit entbehrt und erst nach langen Irrfahrten gefunden, was ihrem Wesen entsprach. Dabei ist schwer zu sagen, ob solche auf den ersten Blick liederlich erscheinenden Abwege und Kraftvergeudungen einzig auf Verlustkonto zu buchen sind. Was taugt schon alles Trübsalblasen über verlorene Jahre und vergebliche Anstrengungen? «Es macht jeder einmal, was ihm zukommt, früh oder spät, wenn er nur leben bleibt. Kommt's nicht dazu, so ist's auch wurst!» steht in einem urchigen Brief von Gottfried Keller zu lesen.

Als ich mich bei der Regierung meines Kantons um ein Stipendium zum Besuch des Gymnasiums bewarb, wurde das Gesuch abgewiesen. Auch in der Sekundarschule kam ich nicht eben weit. Meine Mutter und ich wurden gleichzeitig Opfer einer Typhusepidemie, und als ich nach Monaten das Spital verließ, machte ich notgedrungen den ersten Versuch, mich selbständig durchs Leben zu schlagen. Das geschah als Lehrling in einer Eisengießerei. Bald kam ich von der Werkstatt ins Kontor, wo meine Aufgabe darin bestand, die Lohnhefte der Gießer und Schlosser in Ordnung zu halten, was meiner lebhaften Phantasie gar nicht genügte. Den zweiten Versuch, in die Höhe zu kommen, unternahm ich als Banklehrling, wobei ich jedoch unter lauter Herrensöhnen, denen ich es gleich tun wollte, eine üble Rolle spielte und bald jämmerlich Schiffbruch litt.

Da las ich eines Tages eine aufwirbelnde Abhandlung über berühmte Köche, worin von deren weltbeglückenden Erfindungen und fürstlichen Gehältern die Rede war. Insbesondere wurde ein neuzeitliches Küchengenie erwähnt, das im Dienste Vanderbilts stand, ein wahrer Tausendsassa, um den sich die amerikanischen Multimillionäre förmlich rissen. Also das gab es: Köche mit Riesensalären, an denen gemessen unsere Bundesräte nur Armenbezüger waren? Der Artikel schlug mächtig ein. Warum sollte es mir nicht so gut wie einem Herrn von Béchamel gelingen, pikante Sofen zu komponieren? Und wenn es stimmte, daß der Prinz von Soubise durch die nach ihm benannten Hammel-Koteletten mehr Ruhm als durch seine Kriegstaten erwarb, führte also auch durch die Bratenküche ein Weg zur Unsterblichkeit.

Unbeschwert durch meine Erfahrungen als Gießer und Geldwechsler begab ich mich auf die Suche, um dereinst als würdiger Vertreter der «Science de la gueule» eine Fülle von Leckerbissen aus den Pfannen zu zaubern.

Die Stätte, wo ich in diese edle Kunst eingeweiht werden sollte, war indes ein kleines unscheinbares Hotel in Basel, das heute nicht mehr besteht. Auf dem Schild prangte ein wilder Mann.

O Himmel, wie anders sah die Wirklichkeit aus! Fürs erste schien der Wirt in mir alles andere als eine künftige Leuchte seiner Zunft zu erblicken, weshalb ich zunächst eine kalte Dusche von Ermahnungen über mich ergehen lassen mußte. Als ich dann gar mit meinem Vorgänger und Einfuchser, in eine windige Dachkammer gepfercht, meine Obliegenheiten vernahm, stürzte ich gleich in einen Abgrund der Hoffnungslosigkeit. Früh um Fünfe aufstehen, die Küche säubern, den Herd anfeuern, Kaffee, Gemüse zurichten, Geflügel rupfen, Fische putzen, Kasserolen scheuern – eine end-

lose Reihe endloser Verrichtungen, die dazu noch mit fliegenden Händen vorstatten gehen mußten! Von einer baldigen Einweihung in die Geheimnisse der Kochkunst konnte schon gar nicht die Rede sein.

Kurz, ich war zunächst der Prügelknabe und Sündenbock des ganzen Hauses. Der Küchenchef, nur wenig älter als der Lehrling, tat derweil mehr zur Wahrung seiner Autorität als ein Feldweibel alter Observanz. Zur Anrichtezeit gebärdete er sich vollends wie der Keulenschwinger auf unserm Gasthofschild. Wehe, wenn einer ihm in die Quere kam! Pfannen, Herdringe, Schöpflöffel waren seine beliebtesten Wurfgeschosse, und fluchen konnte er wie ein urchiger Schwyzer beim Schweine-misten. Am meisten känkte ihn meine Betulichkeit, wenn es galt, den glühenden Herd von übergelaufenen Brühen zu säubern. Das war wirklich nicht der wahre Jakob für meine im Bankfach verzärtelten Hände. Barmherziger Gott, geschlagene zwei Jahre in dieser Hölle? Schon nach wenigen Monden sehnte ich mich lebhaft nach dem geruhigen Dasein auf dem Drehstuhl zurück.

Da war jedoch Julie, die blonde Saaltochter, um deretwillen mir das Weglaufen schwer fiel. Schön wie ein klarer Wintertag, aber ebenso kalt und spröde. Wer es wagte, sie unziemlich anzurühren, zog die Hand meist schnell zurück, als hätte er frostiges Eisen angefaßt. Die Stammgäste freuten sich immer diebisch, wenn etwa ein Fremder selbstsicher den Arm um die Holde legte, als wäre das quasi im Weinpreise inbegriffen. Poiz Wetter, der hatte wahrlich nichts zu lachen und kam kein zweites Mal in Versuchung! Sie legte dem Draufgänger stets die gleichen drei Fragen vor: Was ihm überhaupt einfallt? Ob er glaube, «so eine» vor sich zu haben? In welchen Spelunken er sich gewöhnlich herumtreibe? Womit sie nicht nur ihre eigene Sittsamkeit, sondern auch den guten Ruf des Hauses energisch betonte. Ab und zu geriet sie freilich auch an einen Spaßvogel, der dann die Lacher auf seiner Seite hatte. So reichte ihr ein Gast einst das Glas zurück mit den Worten: «Das Bier ist ja viel zu warm, Fräulein. Drücken Sie's eine Weile an Ihr Herz!»

Zu meinem Leidwesen nahm sie nicht die geringste Notiz von mir. Für sie war ich trotz meiner mannhaften Postur nur der «Putz-

pen». Dann kam ein Tag der Entscheidung. Es gab im «Wilden Mann» einen großartigen Hochzeitschmaus, bei dem ich mitbedienen mußte. Ich befand mich in einem Zustand unbeschreiblicher Erregung, wozu auch der Anblick so vieler prächtig garnierter, herrlich duftender Schüsseln, sowie die festliche Tafel beitrug. Als Speisenträger mit leuchtend weißer Jacke und Mütze gewann ich sogar ein anerkennendes Lächeln der glückstrahlenden Braut und fühlte mich schon wie im siebenten Himmel. Auch meine angebetete Julie glänzte vor Freude und Betriebsamkeit. Sie dachte wohl an das erkleckliche Trinkgeld, das für sie abfallen mußte. Leider zog ich aus ihrer Munterkeit ganz falsche Schlüsse.

Als sie mir nämlich im Halbdunkel des Laufganges zwischen Saal und Küche entgegenkam, in jeder Hand eine Schüssel balancierend, wähnte ich den rechten Augenblick gekommen. Im Nu entledigte ich mich der knabenhaften Scheu und versetzte der völlig Wehrlosen einen ebenso hurtigen wie heidenmäßigen Kuß. Die Wirkung war verheerend. Mit einem zähneknirschenden: «Frecher Lümmel!» schleuderte sie mir den Inhalt der erstbesten Schüssel ins Gesicht. Es war Tomatensoße, zum Glück schon etwas abgekühlt – wie übrigens gleich darauf auch ich.

Allmächtiger, wie sah ich denn aus! Unmöglich, mich im Saale blicken zu lassen. So rasch mich meine Füße trugen, floh ich in meine Dachkammer, wo ich den grimmigen Schmerz ungestört austoben konnte. Dort reifte dann auch der Entschluß, die Stätte meiner tiefsten Erniedrigung unverzüglich zu verlassen. Schwere Herzens begrub ich den befleckten weißen Plunder in der Tiefe des Koffers und wechselte unbemerkt nach Kleinbasel hinüber, wo ich bei Bekannten Unterschlupf fand.

Noch off in späterer Zeit, wenn bei mir Schmalhans Küchenmeister war und ich mit leerem Magen über hoffnungslosen Manuskripten saß, gedachte ich wehmütig jenes leichtsinnigen Artikelschreibers, der mir die großen Rosinen in den Kopf gezaubert hatte, und ein bitterer Seufzer entrang sich der gequälten Brust: «Warum nicht Koch bei Vanderbilt?»

☆

Diese Leseprobe aus Paul Ilgs «Der Hecht in der Wasserhose», einem Band von heiteren Erzählungen (Eichen-Verlag Arbon), möchte die Nebelspalter-Freunde zum Kauf des Buches ermuntern. Es wurde von einem lachenden Philosophen geschrieben.



„Wetted Si so guet si Frau Bänzli und en Augeblick da uf dä Schtuel ane sitze? Wüssezi es handelt sich nume ume Wett!“